

Zeitschrift: Schweizer Volkskunde : Korrespondenzblatt der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde
Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde
Band: 34 (1944)
Heft: 4

Artikel: Soldatensprache
Autor: Escher, Walter / Schweizer, Willy
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1004686>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Legende zu den Bildern:

Fig. 1 Trachtenanhänger mit Goldschmiedearbeit von Hans Georg Joseph Staffelbach, Sursee. Das Bild stellt die heilige Familie dar; Ausführung von Anna Barbara ab Esch, 1756. Besitzerin: Frau Dr. Kopp-Dolder, Luzern.

Fig. 2 Rückseite eines Trachtenanhängers aus dem Luzerner Hinterland, darstellend die Madonna mit Kind: vom guten Rate. Filigran-Arbeit auf gepunztem Silberblech, durchbrochene Maschen. Besitzer: Dr. Sidler, Apotheker, Willisau, Kt. Luzern.

Fig. 3 Traubenförmige Goldschmiedearbeit in Filigran-Technik und Knöpfen. Vorderseite: St. Anna mit Maria. Im Buch signiert: Leodegari Meyer 1774. Besitzerin: Frl. Erni, Luzern.

Fig. 4 Trachtenanhänger mit Hinterglasmalerei, darstellend die hl. Theresia v. Avila. Besitzerin: Frl. Erni, Luzern.

Fig. 5 Trachtenanhänger, darstellend den hl. Joseph mit dem Jesuskinde. Hinterglasmalerei, Umrahmung Filigran-Arbeit mit Knöpfen. Besitzerin: Adelheid Staffelbach, Luzern.

Fig. 6 Trachtenanhänger, darstellend die hl. Katharina von Alexandrien. Umrahmung Filigran-Arbeit mit Knöpfen. Besitzerin: Frau Regina von Matt-Herzog, Sursee.

Fig. 7 Trachtenanhänger, darstellend die hl. Katharina. Primitive Hinterglasmalerei, einfache Silberbandmasche.

Fig. 8 Medaillon, oval, mit aufgesetztem Blatt, darstellend in Hinterglas-Maltechnik: Vermählung Marias mit Joseph. Besitzerin: Frau Regina von Matt-Herzog, Sursee.

Soldatensprache.

Von Walter Escher, Wallisellen.

Die nachfolgenden Beobachtungen auf dem Gebiete der Soldatensprache machte ich während der Dauer des bisherigen Aktivdienstes in einer zürcherischen Schützenkompanie. Diese setzt sich in der Hauptsache aus Kaufleuten, Handwerkern und Arbeitern zusammen. Bauern sind nur wenige bei uns vertreten.

Der Militärdienst wird oft als eine Zeit empfunden, in der man sprachliche Eigenheiten annimmt oder gebraucht. Man weiss, bewusst oder unbewusst, dass man im Dienst anders, zum mindesten gröber spricht. Dafür zwei Belege: Ein Schulpfleger verwendete an einer Gemeindeversammlung — diese findet bei uns in der Kirche statt — ein nicht in diesen Raum passendes Wort. Er entschuldigte sich mit dem Hinweis, dass er eben erst aus dem Dienste entlassen worden sei. Anders ein Korporal unserer Einheit, der an einer zivilen Skitour zu mir meinte, als er einige Brocken aus unserer Sprache verwendete: „Weisch, so hämer doch amigs no gseit.“

Das sprachliche Sonderleben dauert in der Regel nur kurze Zeit, da die tragende Gemeinschaft, eigentlich eine Zwangsgemein-

schaft, sich relativ rasch wieder auflöst. Wir haben deshalb die häufige Erscheinung, dass Wörter, die während einer Dienstzeit hoch im Kurse standen, bei späterem Wiedereintrücken verschwunden sind oder nur noch spärlich gebraucht werden. Die reichsten Blüten trieb unsere Sprache während der langen Dienstzeiten in den Jahren 1939-40. Später ist die Zahl der originellen Neuschöpfungen seltener geworden. Eine gewisse Tradition ist immerhin gewährleistet durch die ältern Soldaten.

Verschiedene Quellen kommen für das Entstehen unserer Soldatensprache in Frage; drei davon seien kurz beleuchtet. In sehr vielen Fällen handelt es sich um Neuschöpfungen. Der Urheber lässt sich in den wenigsten Fällen ermitteln. Ein Wort ist einfach da. Zu Beginn wird es wohl um seiner Originalität oder um seines Humors willen wirken, dann aber wird es schnell von der Gemeinschaft als alltäglich gebraucht. Ein Teil dieser Schöpfungen versinkt auch wieder, ohne je Gemeinschaftsgut geworden zu sein. In einem Falle gelang es mir, den Urheber zu ermitteln: Ein origineller Typ, nebenbei ein guter Jasser, prägte die heute allgemein üblichen Ausdrücke: „Chumm, mer wänd no eine abemahle“ (komm, wir wollen noch einen Jass machen). Hatte er jeweils gewonnen, so rühmte er sich: „Die hämer schön übers Näst abegschleikt“. Aus einer andern zürcherischen Einheit wurde mir erzählt, dass hier ein Maler haufenweise solche Wortoriginalitäten an den Tag gebracht habe, die dann auch zum Teil allgemein gebräuchlich geworden seien.

Immerhin wird die Tatsache, dass ein neues Wort aufkommt, nicht immer unbewusst hingenommen. Ein Kamerad meinte einmal zu mir: „Dä (gemeint war ein neuer Ausdruck) chunnt jetzt uf“. Der Einfluss des einzelnen kann im Dienst sehr weit gehen. In unserem Zuge hatten wir einen witzigen Kerl, der sich durch eine eigentümliche, abgehackt-näselnde Betonung gewisser Wörter auszeichnete. Bald gehörte es zum guten Ton, dass wir unter uns den gleichen Stimmfall nachahmten.

Als zweite Quelle kommt in Frage die Übernahme von Ausdrücken aus dem Wortschatz des letzten Weltkrieges. Ein Vergleich mit dem von Bächtold zusammengestellten Material¹⁾ ergibt folgendes Bild. In gleichem oder in ähnlichem Sinne werden unter anderm folgende Wörter gebraucht: Soldat = „Tätel, Füsel“ (Vgl. Schweiz. Id. I, 1085), Feldpredigt = „Seeletürgg“, Korporal = „Korpi“; in einer anderen zürcherischen Einheit wurde bis 1938 für Gefreiter das nur vom letzten Weltkrieg her verständliche „Schmalspurkorpi“ gebraucht; Leutnant = „Lüfzger“, Hauptmann

¹⁾ Hanns BÄCHTOLD, Volkskundliche Mitteilungen aus dem schweizerischen Soldatenleben, SAFVk 19, 201 ff.

= „Hauptlig“, hohe Offiziere = „Gold, Goldräge, Goldküste“, in derselben Bedeutung heute etwa „s Rösslispiel“; Tornister = „Aff“, Gewehr = „Bleischludere, Charst“ (vgl. zu diesem alten Wort aus der Soldatensprache Schweiz. Id. III, 485), Erkennungs-marke = „Grabstei“ oder „Totetäfel“; es ist mir etwas unangenehmes passiert = „es hät mer uf d’Flinte gschneit“ (laut Schweiz. Id. I, 1204 sprichwörtlich gebraucht). Gesamthaft zählte ich ungefähr 30 solcher schon im letzten Weltkrieg belegbarer Ausdrücke. Wie weit sich diese Wörter allerdings im zivilen Leben gehalten haben oder wie weit es sich um Analogiebildungen handelt, das lässt sich wohl kaum ermitteln.

Als dritte Quelle für unsere Sprache erscheint die Übernahme von Fachausdrücken aus andern Gebieten und die Bedeutungsübertragung. Eine bevorzugte Arbeit tun heisst bei uns „de Dokter mache“. Während eines Winterdienstes liess man sich gerne durch die Sonne bräunen; in unserer Sprache hiess das „avisiere“. Anvisieren ist sonst ein Fachausdruck, der in der Lmg-Ausbildung verwendet wird. Die übliche Frage, wenn man sich nach der Arbeit, die getan werden soll, oder nach dem Tagesprogramm erkundigt, ist: „Was wird hüt gspielt?“ „Höch agä“, ein Jassfachausdruck, bedeutet bei uns plagieren, aufbegehren. „Reuffle“ — in einer andern Einheit hörte ich im selben Sinne „fräse“ — eigentlich spielen mit Reifen, bedeutet bei uns marschieren.

Von den über 60 in unserer Einheit notierten Ausdrücken seien einige gestreift.

Das Exerzieren, „d’Einzelabribig“, und die Ausbildung, „Chläusle“ oder „Güngelimongolis mache“ — in einer andern zürcherischen Einheit sagt man dafür „Joggemotis mache“ — liebt man nicht. „Ist das wieder es Chlauswäse gsi“ — in einer bernischen Einheit gleichbedeutend: „isch das e Sämi gsi“ — oder „händ die wieder Max und Moritz gspielt“ oder „de Schabernak wo s’ gmacht händ“ mag es nach beendeter Ausbildung heissen. Bei einer Telefonkompanie hörte ich entsprechend: „Mer hei hüt Volkstümlich gha“. „Chlaus“, bisweilen auch „Glögglibögg“, und „Chlauswäse“ haben alle den Unterton des Abschätzigen, Unangenehmen. Sie sind abgeleitet von „Chlaus“ und der allgemein gebräuchlichen Redensart „du bist en schöne Chlaus“ = ein dummer, einfältig-läppischer Kerl. 1939 wurde statt „Chlaus“ meistens noch „Samichlaus“ gesagt. Seit 1941 wird „Chlaus“ in der Mehrzahl auch für eine Gruppe von Soldaten verwendet. „Wo sind mini Chläus?“ fragt etwa ein Korporal. Einzelne empfinden allerdings noch einen Unterton, der diesem Wort von seinem ursprünglichen Sinne her anhaftet und lassen sich deshalb nicht gerne so an-

reden. Ein Bild aus einer Schnitzelbank, das zwei Soldaten als graubärtige „Chläus“ darstellte, mag einiges zur Verbreitung dieses Wortes in unserer Kompanie beigetragen haben. „Chlaus“ als Bezeichnung eines dummen Kerls scheint eines der Wörter zu sein, das in den letzten Jahren aus dem Soldatensprachbereich ins zivile Leben gedrungen ist. Laut Schweiz. Id. III, 687 ist es in dieser Bedeutung nur auf wenige Mundartgebiete beschränkt, darf aber jetzt als allgemein verbreitet angesehen werden. In Bern-Stadt wird „Chlous“ als neu, seit ca. fünf Jahren gebräuchlich, angegeben. In Zürich hörte ich letzthin folgendes: „Wänn ihr jetzt im Dienst wäred, so seit-ich, ihr sind Chläus“. Letzteres Beispiel tut deutlich dar, dass „Chlaus“ als soldatensprachlich empfunden wird.

Zur Ausbildung gehören: der Karabiner = „Flinte, Charst, Karli Briner, Nullerpumpi, Blei- oder Steischlüdere, Chlöpfschit“; ein rostiges Gewehr wird als „Rosthufe“ bezeichnet; der Helm = „Huet“ — in einer andern zürcherischen Einheit = „Swingbüle“; die Gabeltragriemen = „Rössligschirr, Chriegs- oder Christbaumschmuck“. Die Waffenröcke und -hosen werden „Hudle, Schlüch, Säck“ genannt. Zur vollständigen Ausrüstung kommen noch hinzu: Gasmaske = „Giftchnolle“, — in andern Einheiten = „Giftsack, Schnörregalosche“ — und das Lmg = „Sprütze“ — in einer Rekrutenkompanie verwendete man dafür die Namen: „Lämmergeier“ oder „s'Instrument“. (Zu „Sprütze“ vgl. Schweiz. Id. X, 985, 988.)

Dieser oder jener kann sich von der Arbeit drücken, „abschliche“, seltener „Abschlechwski machen“. Wird er aber erwischt, so „fangt er en Schnauz i“. In einem solchen Falle ist er „der Aff im Gogs“, „er hät eine dine“, häufig nur abgekürzt verwendet: „e. d.“. In ähnlichem Sinne heisst nicht gut angeschrieben sein: „er hät en Schräge dine“. Im Zusammenhang damit: „en Schräge ietrucke“, etwa im Sinne von verleumden, anzeigen. Ist man des Dienstes überdrüssig, so „stinkt's eim“. Dagegen bedeutet „es stinkt“, dass etwas Unangenehmes im Anzug ist.

Lange Märsche, „Türgge“, sind nicht selten. Dabei kommt es vor, dass man am Schluss „uf de Chnüene ist“, gleichbedeutend „uf de Felge, am-ene Rumpf“ ist, „me hät en richtige Chnebel, Ast igfange“. Alles Ausdrücke, die im Sinne von erschöpft, müde verwendet werden. Mit „Bireweggefüess“ und „Meringuechnü“ schleppt man sich weiter. Der Spitze, die einen schnellern Schritt anschlägt, wird zugerufen: „Händ-er gstohle?“ Mancher stellt am Ziele fest: „Ist das en Schmätter gsi, ich han gmeint, ich müess de Schirm zue mache“ oder „ich ghei-i abem Stängeli abe“ — in einer andern zürcherischen Einheit „de Löffel furt rüere“ (war

das blöde, ich glaubte, nicht mehr weiter marschieren zu können). Die beiden letztern sehr treffenden Ausdrücke sind in der jüngsten Aktivdienstperiode aufgekommen.

Der Ausgang ist dem Soldaten lieber. Er geht in die Soldatenstube = „Saftlade“ — in Schwyz, wo die „Chüechlistube“ der Landesausstellung aufgestellt worden ist, heisst diese „Chüechlibunker“ — oder in eine Wirtschaft, „Beiz“, bisweilen „Ruschlade“ genannt. Hier wird ein Bier getrunken = „eis blase“ (zu blase vgl. Schweiz. Id. V, 143) oder „eis zoge“. Häufig sind die Fragen: „Gömer eis go blase?“ oder „eis go zieh“, während des Zusammensitzens: „Näm-mer no eis uf de Lade?“ Geht es etwas hoch her, so heisst das „e Wälle risse, en Feez mache“.

Der Unzufriedene möchte die Offiziere einmal tüchtig abkanzeln, „uf d'Bühni näh“ oder „uf d'Bühni schleike“. Dabei raisonneiert er, „er macht en gfürchige Mais“. Letzterer Ausdruck bedeutet auch eine Rüge erteilen, eine Strafpredigt halten, „de Hauptme hät en gfürchige Mais gmacht“, ähnlich, „er hät schandbar höch gsunge“. Eine weitere Zusammensetzung mit „Mais“: „Mais mache“ = Widerstand leisten, widersetzlich sein. Spricht einer gar zu laut, so ruft man ihm zu: „Mach de Chopf zue“, oder „mach din Spatbiregrind zue“. Als Bekräftigung und als Zeichen des Einverständnisses wurde der Ausdruck gebraucht: „Det dure si mer dänn suber“, wobei als Bekräftigung meistens hinzugefügt wurde: „ganz ohni es Stäubli“, indem man sich mit der rechten Hand leicht über die linke Schulter wischte.

Vom Essen sei erwähnt, dass zu Beginn des Aktivdienstes Polenta meistens von der ganzen Kompanie mit lautem „Bibi . . bibibi . .“ begrüsst wurde (Mais verwendet der Zürcher in der Regel als Hühnerfutter). Namen von Speisen sind etwa folgende: Fleisch, besonders Siedfleisch = „Spatz“ (vgl. Schweiz. Id. X, 652/53), Savelat = „Judegüngel“, Brot = „Hanf“ — ein Wort, das wir auch in unserer Bubensprache verwendeten —, dünner Tee = „Glürliwasser“, Essen das einem nicht behagt = „Schlange-frass“. Isst einer viel und gierig, so ruft man ihm zu: „So drucks in Grind ie“.

Eine Eigentümlichkeit unserer Soldatensprache ist es, vielen Tätigkeitswörtern die Silbe ab- vorzustellen. In den meisten Fällen soll diese Silbe die Tätigkeit besonders hervorheben und deutlich machen, z. B. „sich eine ablache, sich eine abschlottere, sich eine abschlune (schlafen)“.

Ausruf des Erstaunens oder der Zustimmung war 1940: „Guete-n-Abig, Frau Seeholzer“. Später nur mehr abgekürzt: „Guete-n-Abig“ oder „Guete-Schnabig“. „Schnabig“ wurde in der

Folge der Übername eines Soldaten, der dieses Wort besonders viel anwendete.

Übernamen sind ja überhaupt im Dienst häufig. Gebildet werden sie zum Beispiel nach körperlichen Eigenschaften: „Schnäuzlimeier“, „Schnauzpossert“, „Augedeckeli“ — ein Soldat, der sich durch grosse Augenlider auszeichnete. Einen trinkfesten Soldaten nannten wir „Volleweider“, einen etwas beschränkten „Toggelibrunner“. Sprachliche Eigenheiten sind ein Grund für Spitznamen. So erhielt ein Soldat, der sich beim Appell zaghaft-schüchtern anmeldete, den Namen „Herr Lütnant“, wobei diese zwei Wörter zaghaft-weinerlich ausgesprochen wurden. Damit wollte man zugleich das ängstliche Wesen des Betreffenden charakterisieren. (Zu ähnlicher Bildung von Übernamen vgl. Schweiz. Id. IV, 356.)

Ebenso fehlen im Dienst nicht gegenseitige Neckereien. Ins Gebiet der Ortsneckereien gehört es, wenn man einem sagt: „Duchunst det här, wo de Gmeindamme d'Stüüre mit der Hand-orgele izieht“.

Dieses bunte Nebeneinander mag genügen. Die Übernahme von Fachausdrücken, Anlehnung an ein Vorbild, in unserem Falle den sprachlich originellen Typ, Bildhaftigkeit, bisweilen in derber Art, und andere Eigenschaften lassen uns erkennen, dass wir es hier mit einer echten Volkssprache zu tun haben.

* * *

In der Diskussion des vorliegenden Aufsatzes, den der Verfasser dem volkskundlichen Kränzchen an der Universität Basel vorlegte, wurden für eine typisch baslerische Soldatensprache etwa folgende Eigenheiten festgestellt:

Allgemein ist bei Einheiten aus vorwiegend bäuerlichen Gegenden eine Sondersprache während der Dienstzeit viel weniger vorhanden als bei Truppen städtischer Herkunft. Unter diesen aber besitzen die Basler „Ruechen-“ oder „Stenzen-“ Bataillone eine besonders farbige, fröhlich immer wieder neu wuchernde Weise des Ausdrucks, die oft von Einzelnen bewusst gepflegt und mit Stolz zu höchster Virtuosität gesteigert wird.

Benennungen für Waffen, Ausrüstung, Kriegsspiel und allgemeinen Dienstbetrieb entsprechen den üblichen, in der ganzen Schweiz und im Wesentlichen schon während der letzten Grenzbesetzung geläufigen Ausdrücken. Allerdings neigt der Basler, und wohl überhaupt der Schweizer Soldat von heute, nicht mehr zu den in Bächtolds „Soldatensprache“ so häufigen kompliziert-gemütlichen Bezeichnungen wie „Miniaturzweievierzger“ (= Hau-

bitz-Abteilung). Die vielen neuen Waffen werden nüchtern und sachlich mit offiziellen oder selbst gebildeten Abkürzungen bezeichnet: Mg, Lmg, Ik, Bk, Mt usw.

Besonders baslerisch ist aber ein ganz bestimmter Stilwille. Der Basler kann seine Befriedigung nicht anders ausdrücken als in stereotypen Rufen wie „Das isch 's goldig Loch, das isch e gueti Loge, si spiele's digg uf!“. Wenn es jedoch „dräggeled“, wenn der Hptm. irgendwo „dr Hammer asetzt“ (jemanden aufs Korn nimmt), dann antworten die Kameraden auf den Hilferuf: „Lönd mi nit im Wasser“ mit dem ironischen „Schigg di dry“ oder erkundigen sich in teilnahmsvollem Ton: „Hesch Schwierigkeite?“ Mit „Mach is nit müed“, „Mach kai Lärme“ oder „Ruehig uf de billige Plätz“ beruhigt man einen wütenden „Sänger“, bis er „uf d'Brätter goht“ und „nüt meh im Konsum kauft“.

Das Wortmaterial der durch das Soldatenkabarett „Baschi“ auch im übrigen Schweizerland bekannten „Rhyhafe-Sprooch“ und der bereits scharfen Basler Umgangssprache wird im Dienst zur Bildung eines beinahe manirierten Stils verwendet. Die überraschenden, stets nur für eine Situation allein passenden blühenden Satzgebilde müssen auch in der Aussprache ganz bestimmten Regeln des Tonfalles und der Akzentuierung gehorchen. Dann aber wecken sie bei jedem „Brueder“ (statt: Kamerad) jeweils die gleichen Gefühle und Vorstellungsmassen, und durch ein scharfes „Kennsch dasss?“, durch ein auffordernd-steigendes „Hiiiinein!“ oder ein langgedehntes, befriedigtes „Meeerci“ gibt sich der Basler Soldat überall gleich deutlich zu erkennen.

Willy Schweizer.

Il folletto.

Von Walter Keller, Basel.

Il folletto o spirito maligno si diverte a fare ogni sorta di dispetti sia alle persone che agli animali.

Lo spirito folletto ha il suo quartiere generale specialmente sui monti. Quando i contadini in montagna, d'estate, stanno ammucciando il fieno odoroso e secco, o, d'autunno le foglie secche degli alberi per fare il letto al bestiame, il folletto imprime a quello od a questo un movimento rotatorio, aspirandoli in alto, a guisa di tromba, e poi si smascella dalle risa.

Nelle abitazioni entra a tarda ora e parte al suono dell'Ave Maria del mattino. Lo spirito folletto preferisce quei locali ove o il tetto, le travi, i cassoni, le sedie, le panche, gli sgabelli od altri mobili sono di ciliegio. Mette tutto in uno spaventevole